

**Zeitschrift:** Basler Zeitschrift für Geschichte und Altertumskunde  
**Herausgeber:** Historische und Antiquarische Gesellschaft zu Basel  
**Band:** 55 (1956)

**Artikel:** Jacob Burckhardts Nachfolge auf dem Lehrstuhl der Geschichte  
**Autor:** Bonjour, Edgar  
**DOI:** <https://doi.org/10.5169/seals-117004>

### **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

### **Conditions d'utilisation**

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

### **Terms of use**

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

**Download PDF:** 02.01.2026

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>**

# Jacob Burckhardts Nachfolge auf dem Lehrstuhl der Geschichte

von

Edgar Bonjour

Als Jacob Burckhardt am Tage nach Weihnachten 1885 die Universitätskuratel um Entlastung von seiner Geschichtsprofessur auf Ende des Sommersemesters 1886 bat, waren sich die Erziehungsbehörden wohl darüber klar, daß es sehr schwer halten werde, die Lücke im akademischen Lehrkörper auch nur einigermaßen befriedigend zu schließen. Aber niemand ahnte, was für langwierige Verhandlungen sich entspinnen würden, die dann schließlich – nach dem übereinstimmenden Urteil der Zeitgenossen – mit einer Fehlbesetzung enden sollten. Ein allgemein anerkannter, unumstrittener Anwärter war nicht da; es habe nicht in Burckhardts Art gelegen, meinte einer seiner Kollegen, eine historische Schule heranzubilden. Auffallend ist, daß weder im amtlichen Aktenmaterial über die Wiederbesetzung seines Lehrstuhles noch in den privaten Nachlässen der beteiligten Persönlichkeiten Burckhardts Name figuriert. Von ihm liegen keine Gutachten vor; nicht einmal Hinweise auf Meinungsäußerungen Burckhardts finden sich in der ausgedehnten Gelehrtenkorrespondenz, die sich mit der Ordnung seiner Nachfolge befaßte, obgleich er in dem halben Jahre, da die Verhandlungen über die Neubesetzung seiner Professur geführt wurden, seine Tätigkeit an der Universität noch in vollem Umfang ausübte. Die Annahme liegt nahe, er habe sich ähnlich eingestellt wie zwanzig Jahre zuvor, als es darum ging, eine Ersatzwahl für den Vertreter der klassischen Philologie zu treffen. Einem Freunde schrieb Burckhardt damals, er sei glücklich, nicht mitreden zu müssen und nichts zu wissen: «Ich hörte schon Namen nennen, da klappte ich hübsch die Ohren zu. Mit zunehmendem Alter habe ich eine wahrhaft sonderbare Scheu davor, irgendwie in jemandes Schicksal einzugreifen.» Jetzt, nach weiteren zwei Jahrzehnten, mochte sich diese Neigung noch verstärkt haben. Burckhardt erteilte nur höchst selten, auf mündliche Anfrage von Behördemitgliedern hin, einen Rat; im übrigen aber distanzierte er sich entschieden von der Regelung seiner Sukzession. Sein Verhalten wird von einem Kollegen

zutreffend charakterisiert, welcher sagte, Burckhardt habe seinen Nachfolger «hergeschwiegen»<sup>1</sup>.

Und doch hatte Burckhardt umsichtig-subtil seine teilweise Entlastung und Ersetzung vorbereitet. Wie er von jeher in liberalster Art einzelne Partien seines Lehrauftrages seinen Fachkollegen zu überlassen pflegte, so hatte er auch rechtzeitig für einen Vertreter der Neueren Geschichte gesorgt, indem er den Basler Benjamin Buser heranzog. Dieser jüngere vielversprechende Gelehrte war erst nach abgeschlossenen theologischen Studien und nach pfarramtlicher Tätigkeit zur ausschließlichen Beschäftigung mit Geschichte übergegangen, wobei er sich weitgehender Förderung durch Burckhardt hatte erfreuen dürfen; sowohl Forschungsrichtung als auch Methode und Darstellung Busers zeigen die Prägung durch das große Vorbild. Außer seiner wissenschaftlichen Begabung, seinem echt gelehrten Streben, mochten ihn auch seine Herkunft von der Theologie und sein feinfühlerndes Verständnis für die Kunstwerke der Malerei und Musik dem Lehrer empfohlen haben. Erst nach eingehenden Quellenstudien in Florenz und Paris veröffentlichte Buser seine historischen Schriften. Einem Vorschlag Burckhardts und Wilhelm Vischers zufolge wurde dem so erfreulich sich entwickelnden, schaffensfrohen und vielseitig gebildeten Historiker von der philosophischen Fakultät Anno 1879 die Würde eines Doctors honoris causa verliehen, auf Grund seiner Untersuchung über «Die Beziehungen der Mediceer zu Frankreich 1434 bis 1494»; dieses Buch hatte Burckhardt in ausführlicher Motivierung als eine ausgezeichnete Leistung gepriesen, die viel neues Urkundenmaterial beibringe und für die weitere Forschung unentbehrlich sein werde. Der neue Ehrendoctor und Lehrer am Gymnasium erlangte kurz darauf die *Venia legendi* für Geschichte und las seither über Themen der neueren Zeiten, bei wachsender Beteiligung und Begeisterung der Studierenden, wie Hörerlisten und Studentenberichte beweisen. Im gleichen Jahre 1883, da Burckhardt

<sup>1</sup> Unsere Ausführungen stützen sich, wo keine speziellen Angaben gemacht werden, ausschließlich auf handschriftliches Quellenmaterial des Basler Staatsarchivs, besonders auf die Bände Erziehungsakten CC 20 (Professur der Geschichte), CC 64 (Philosophische Fakultät) und X 14 (Korrespondenzen betr. Berufung von Professoren aus der Zeit der Leitung der Kuratel durch Herrn Carl Burckhardt-Burckhardt); daneben wurden folgende Convoluta benützt: X 33 (Jahresberichte des Rektors), X 36 (Lektionskataloge). – Aus dem Universitätsarchiv sind die Bände R 3 (Protokolle der philosophischen Fakultät) und die Bände B 1 (*Acta et Decreta Regentiae Academiae Basiliensis*) herangezogen worden. – In den Anmerkungen werden nur diejenigen Personen identifiziert, die an der Basler Universität dozierten oder als Anwärter auf den Lehrstuhl der Geschichte in Betracht kamen.

seinem Wunsch gemäß vom Geschichtsunterricht an der obersten Klasse des Gymnasiums enthoben wurde, erhielt Buser einen Lehrauftrag an der Universität mit der Verpflichtung, wöchentlich vier Stunden allgemeine Geschichte zu dozieren. Eine stärkere Vertretung der Historie sei namentlich deshalb notwendig – schrieb der Erziehungsdirektor – weil Burckhardt seit längerer Zeit nicht mehr bloß über Weltgeschichte, sondern auch über Kunstgeschichte, «und zwar mit vorzüglichem Erfolg», lese und darum nicht im Fall sei, alle Teile der politischen Geschichte zu behandeln. Insbesondere scheine es wünschbar, daß in Zukunft an der Universität Gelegenheit geboten werde, die neueste Geschichte Europas seit der französischen Revolution in regelmäßigen Terminen zu hören. Man geht wohl kaum fehl, wenn man annimmt, Burckhardt selber habe diese Neuordnung angeregt, wie denn Buser auch in der Folgezeit seinen ihm sehr am Herzen liegenden akademischen Unterricht stets in engster Fühlung mit seinem verehrten Lehrer und nach dessen Rat eingerichtet hat. Burckhardt war auch damit einverstanden, daß Buser zu Beginn des Jahres 1886 das Gesuch stellte, seine Vorlesungstätigkeit auf die neuere Schweizergeschichte ausdehnen zu dürfen. Da sind bald nachher alle diese Kombinationen durch den ganz unerwarteten Tod Busers (16. März 1886) jäh durchkreuzt worden<sup>2</sup>.

Weil sich Burckhardt in seinem Rücktrittsgesuch anerbieten hatte, die kunstgeschichtlichen Kollegien vorläufig fortzusetzen, war nur ein Ersatz für die Allgemeine Geschichte zu beschaffen. Der Kuratelspräsident Carl Burckhardt<sup>3</sup> handelte rasch. Von Natur eher steif und schweigsam, etwas schwierig im Verkehr, aber dafür allen Koterien unzugänglich, war er in der Universitätswelt viel weniger bekannt und bewandert als der frühere Kurator. Wahrscheinlich auf Jacob Burckhardts Empfehlung hin, dem er weitgehend vertraute, trug er den freigewordenen Lehrstuhl dem aus der Schweiz stammenden, nun in Jena wirkenden Gelehrten Heinrich Gelzer<sup>4</sup> an; da Buser noch lebte, war zunächst nur das Fach

<sup>2</sup> Benjamin Fürchtegott Buser (1841–1886); 1879 hatte er zu Leipzig eine zweite Schrift veröffentlicht «Lorenzo de' Medici als italienischer Staatsmann». – Auf Buser sind wir vor einigen Jahren durch den seither verstorbenen Dr. Paul Burckhardt gesprächsweise aufmerksam gemacht worden. Den Hinweis auf die «Erinnerungen an Dr. Benjamin Buser» von Hans Trog (Schweizerischer Volksfreund, 9. April 1886) verdanken wir der Freundlichkeit von Herrn Dr. Max Burckhardt.

<sup>3</sup> Carl Burckhardt-Burckhardt (1831–1901), Dr. iur., Appellationsrichter, des Kleinen Rats, Regierungsrat, Präsident der Kuratel von 1874 bis 1890.

<sup>4</sup> Heinrich Gelzer-Thurneysen (1847–1906); sein Spezialfach war die byzantinische Geschichte.



der Alten Geschichte zu besetzen. Der Angefragte antwortete schon Ende Januar 1886 auf zwei Briefe mit dem «tiefgefühltesten» Dank für das ehrenvolle Vertrauen, das die Kuratel in ihn setze, indem sie ihn als Nachfolger eines von ihm so hochverehrten Mannes vorschlage. Gelzer, aus Schaffhausen gebürtig, aber Sohn einer Baslerin, zählte damals achtunddreißig Jahre; er hatte bei Jacob Burckhardt zu studieren begonnen, war dann aber an die Universität Göttingen gezogen, wo er promovierte. Nachdem er sich in Basel für Alte Geschichte habilitiert hatte, war er nach Heidelberg berufen worden und dozierte seit 1878 als Ordinarius in Jena. Das ihm jetzt von Basel angebotene Lehrgebiet entsprach durchaus seinen Studien und innersten Wünschen; denn er sollte ausschließlich für das Fach der Alten Historie verpflichtet werden. Es könne ihm nur erwünscht sein, schrieb er, neben und mit seinem Vetter und Freund Jacob Wackernagel als hauptsächlichem Kollegen zu arbeiten.

Aber trotz diesen angenehmen Aussichten entschloß sich Gelzer zum Verzicht. Er bat den Kuratelspräsidenten, ganz offenherzig sagen zu dürfen, was er denke, da es sich um seine ganze Zukunft handle. Noch stehe er in einem Alter, da die Berufung an eine andere Hochschule wenigstens nicht unmöglich sei. Das ändere sich indessen, sobald er nach Basel zurückkehre. Wenn er dort irgend etwasersprießliches leisten solle, so könne das nicht in ein paar Jahren geschehen. Bei dem weiten Entgegenkommen der Basler Behörden müßte er es als seine Lebensaufgabe ansehen, seine Tätigkeit der Universität, welcher er aufs neue angehöre, ausschließlich und bis zum Ende zu widmen. Etwas anderes würde sich mit seiner Ehre nicht vertragen, und gerade im Hinblick auf den vielfachen Wechsel, der in Basel stattfinde, könnte er den Ruf nur annehmen, wenn er fest entschlossen wäre, seine neue Stellung als eine völlig bleibende zu betrachten. Diesen Entschluß aber mit allen seinen Konsequenzen zu fassen, sei ihm jetzt noch nicht möglich; daher verzichte er, wenn auch wahrhaftig nicht leichten Herzens. Dem Ablehnenden sagte man in Basel brennenden Ehrgeiz nach; er hoffe, eine Berliner Professur zu erringen.

Mit der wiederholt ausgedrückten definitiven Ablehnung verband Gelzer das Versprechen, den Baslern bei der Suche nach dem geeigneten Manne behilflich zu sein. Er hielt zuerst Ausschau nach einem Vertreter der Alten Geschichte. Da veränderte sich die Situation durch den plötzlichen Hinschied Busers. Besonders schwierig aber gestaltete sich die Lage, als Ende des Monats auch noch Wilhelm Vischer-Heußler völlig unvorhergesehen starb<sup>5</sup>. Nicht

<sup>5</sup> Wilhelm Vischer-Heußler (1833–1886); 1867 a. o., 1874 o. Professor der Geschichte; starb am 30. März 1886.

nur verlor die Kuratel in Vischer einen ihrer einsichtsvollsten Berater; durch dessen Hinschied wurde nun auch das Gebiet der mediaevalen Geschichte verwaist. Begreiflicherweise wünschten jetzt die Behörden einen Gelehrten zu gewinnen, der imstande wäre, alle Teile, sowohl das Altertum als auch das Mittelalter und wenn möglich noch die Neuzeit zu vertreten. Also mußte man die suchenden Blicke nach einer anderen Seite lenken und den Kreis der möglichen Anwärter weiter ziehen.

Aus den Informationen, die der Kurator direkt einholte, und aus den mannigfachen gutachtlichen Äußerungen, die Gelzer zuflossen, schwangen zwei Kandidaten obenaus: Robert Poehlmann <sup>6</sup> in Erlangen und Julius v. Pflugk-Harttung <sup>7</sup> in Tübingen. Von Anfang an neigte Gelzer dazu, dem Erlanger Gelehrten den Vorzug zu geben. Pflugk-Harttungs Arbeit über Perikles als Feldherrn schien ihm methodisch verfehlt; jedenfalls hielt er den Verfasser kaum für den richtigen Mann, die althistorischen Studien in Basel emporzubringen. Auch wußte Gelzer aus zuverlässigen Quellen, daß man Pflugk-Harttung unkorrekte Benützung fremden geistigen Eigentums vorwarf: Dieser habe Collationen eines verstorbenen, mitteilbaren Kollegen verwertet, ohne dessen Namen zu nennen, was doch nicht gerade als Handlungsweise eines anständigen Menschen gelte. Die eingetroffenen lobenden Schreiben über Pflugk-Harttung tat Gelzer mit der Vermutung ab, wahrscheinlich möchten die Tübinger gerne ihren Extraordinarius in Basel unterbringen. Nach den literarischen Leistungen zu schließen, könne man Poehlmann als einen ungleich tüchtigeren Historiker bezeichnen. Er habe bereits eine Reihe vorzüglicher, preisgekrönter Untersuchungen über Themen der Mittelalterlichen und der Alten Geschichte veröffentlicht. Wenn auch das Fundament seiner letzten Abhandlung sich als nicht ganz solid erwiesen habe, so komme doch einer Arbeit, die befruchtend auf die weitere Forschung wirke, wissenschaftlicher Wert zu, sollten ihre Resultate auch nicht alle gesichert sein. Der Verfasser besitze eingehende nationalökonomische Kenntnisse und präsentiere sich als guter Philologe. Auf eine Rückfrage des Kurators hin versicherte Gelzer, Poehlmann sei nicht Jude, sondern stamme aus einer alten protestantischen Patrizierfamilie Nürnbergs.

Als sich auch so angesehene Gelehrte wie Georg Waitz für Poehlmann einsetzten, und ferner durch den in Tübingen wirkenden Orientalisten Albert Socin günstige Berichte über den Charak-

<sup>6</sup> Robert Poehlmann (1852–1914); seit 1884 o. Professor der Alten Geschichte in Erlangen.

<sup>7</sup> Julius v. Pflugk-Harttung (1848–1919); von 1886 bis 1889 o. Professor der Geschichte in Basel, seit 1893 preußischer Archivar.

ter des Kandidaten einliefen, ließ die Kuratel im Mai einen Ruf an ihn ergehen. Dieser antwortete zunächst ausweichend: Er würde sich glücklich schätzen, in dem schönen Basel, dessen Verhältnissen er ja schon als Süddeutscher näher stehe als viele andere, eine befriedigende akademische Wirksamkeit zu entfalten. Aber so viel auch für Basel spreche, ganz könne er doch seine Bedenken nicht unterdrücken. Mitte Mai schon folgte die definitive Absage. Sie war begründet mit der Furcht vor Zersplitterung in Basel, während Poehlmann in Erlangen, wo er zum Ordinarius vorgeschlagen war, das Hauptgewicht auf Alte Geschichte legen konnte. Auch reizte ihn die weit zahlreichere Studentenschar in Erlangen und die größere Sicherheit der Stellung als in Basel. In diesem Schreiben findet sich kein Wort von der Ehre, die Nachfolge eines Jacob Burckhardt antreten zu dürfen, überhaupt nicht die geringste Erwähnung des noch amtierenden Demissionärs.

Nach der Ablehnung des Basler Rufes durch Poehlmann wandte sich die Aufmerksamkeit der Kuratel nicht sofort dem zweiten Kandidaten Pflugk-Harttung zu. Der Kurator ließ sich weiterhin durch Gelzer orientieren, der alle in Betracht fallenden Anwärter sorgfältig musterte. Zu einer Empfehlung des schon früher ins Auge gefaßten Karl Wenk<sup>8</sup> in Halle konnte er sich nicht entschließen. Dieser sei zwar ein ganz netter, braver Mensch, schreibe seit zehn Jahren über die Quellen der Reinhardsbrunner Annalen, bereichere die Zeitschrift des Tübinger Geschichtsvereins mit Urkundenpublikationen, Regesten, Rezensionen und Notizen über Dynastengeschlechter; er verkörpere den Typus jener Sorte kleiner Historiker, wie sie in der Schweiz in den diversen historischen Spezialzeitschriften, Taschenbüchern, Neujahrsblättern reichlich genug vertreten seien und deren Verdienste für das Detail der Lokalgeschichte historisch teilweise uninteressanter Winkel von Deutschland auch gewiß nicht geleugnet werden solle: «Aber ich glaube, als Nachfolger von J. Burckhardt und im Hinblick auf das, was in Basel gewünscht und erstrebt wird, wäre Wenk kaum die geeignete Persönlichkeit.» Zu dem nicht eben bedeutenden Eindruck, den Wenk mache, falle noch seine schwankende Gesundheit ins Gewicht. Basel sei genug mit kränklichen Pensionären belastet gewesen; man müsse auf einen unbedingt leistungsfähigen Gelehrten sein Augenmerk richten.

Als solcher wurde der in Leipzig wirkende Wilhelm Arndt<sup>9</sup> von verschiedenen Seiten nachdrücklich empfohlen. Sein Lehrer Waitz

<sup>8</sup> Karl Wenk (1854–1927).

<sup>9</sup> Wilhelm Arndt (1838–1895); 1876 a. o. Professor der historischen Hilfswissenschaften und der Geschichte in Leipzig, seit 1894 Ordinarius daselbst.

nannte ihn einen überaus tätigen Dozenten, im Seminar und Kolleg. Eduard Winkelmann in Heidelberg schrieb, alle Kandidaten müßten zurücktreten, wenn es gelänge, Arndt zu gewinnen. Otto Ribbeck charakterisierte den Kandidaten als gut bismarckisch gesinnt, als präsentable Persönlichkeit, breit auftretend, handfest, auch wohl situiert. Und Georg Voigt, der Leipziger Ordinarius Arndts, schilderte Werdegang und Wesen seines Kollegen im günstigsten Lichte: Arndt habe bisher unter Georg Pertz für die *Monumenta Germaniae Historica* gearbeitet, auf vielfachen Reisen in Italien, Frankreich, Belgien, Rußland Codices abgeschrieben und dabei manches Neue gefunden. Die Vorlesungen, die er gehalten, erstreckten sich vorzugsweise auf deutsche Geschichte. Außerdem hege er eine Spezialneigung für Goethe, lese über dessen Leben und Werke, wie er auch einige Nova zur Goethe-Literatur mit literarischen Einleitungen voll philologischer Akribie herausgegeben habe. Er besitze die Gabe der Rede, des sichern Auftretens, und ein Geschick, das Wichtige und den Hörern Angemessene auszuwählen sowie mit Klarheit vorzutragen. Den Kern seiner Tätigkeit aber sehe Arndt in den seminaristischen Übungen. Hier komme ihm zustatten: sein ungemeines Talent, die jungen Leute zu wissenschaftlichen Arbeiten heranzukriegen und bei der Stange zu halten, seine große Kenntnis der Literatur in Quellen und Hilfsmitteln, seine eigene stattliche Bibliothek, sein immer hilfreicher Rat. Die Frucht dieser Bemühungen liege in einer Reihe von Dissertationen vor. Auch sei es vorzugsweise der Eifer im Seminar, der Arndt in weiteren Kreisen bekannt gemacht, ihn aber einen bedeutenden Teil seiner Arbeitszeit gekostet habe. Auch Gelzer hielt große Stücke auf Arndt, den er als Herausgeber des Gregor von Tours schätzte; sein Seminar gelte in der Tat als vorzüglich, Bruno Krusch sei daraus hervorgegangen. Aber Arndt werde ihm von solchen, die ihn persönlich kannten, als ein wenig streberhaft geschildert. Überdies zweifelte Gelzer, ob Arndt nicht schon zu alt sei – er zählte siebenundvierzig Jahre – und er fürchtete, dieser werde einen Ruf lediglich zur Verbesserung seiner Leipziger Stelle benützen.

Unter den so einläßlich diskutierten Kandidaten ragt als interessanteste Gestalt der später allgemein bekannt gewordene Kulturhistoriker Karl Lamprecht<sup>10</sup> hervor. Alle Begutachter sahen in dem jungen Forscher einen gescheiten Kopf und eine vielversprechende Kraft. Am nachhaltigsten hat sich für ihn Alfred Dove eingesetzt,

<sup>10</sup> Karl Lamprecht (1856–1915); 1891 o. Professor in Leipzig, wo er 1909 das Institut für Kultur- und Universalgeschichte gründete.

der feinsinnige Schüler Leopold Rankes und Freund Paul Heyses. Sein Brief in dieser Sache an Ottokar Lorenz ist wegen des Verfassers und des Dargestellten so aufschlußreich, daß einzelne Partien daraus mitgeteilt zu werden verdienen. Dove bemerkt eingangs, es sei eine seiner ersten Handlungen in Bonn gewesen, Lamprecht zum Extraordinarius erheben zu helfen; seitdem habe er ihn in anderthalbjährigem Verkehr stets höher schätzen gelernt. Das erst in Druckbogen vorliegende Werk «Deutsches Wirtschaftsleben im Mittelalter» habe er schon gelesen. Es vereinigten sich darin Fleiß, Scharfsinn und Anschauungsvermögen zu stets fruchtbarer, bisweilen überraschender Wirkung. Lamprecht werde sich unter den vielen Bearbeitern einer aus Ponderabilien aufzuerbauenden und also wirklich greif- und haltbaren Kulturgeschichte einen der vornehmsten Plätze erringen. Diese realistische Kulturhistorie basiere er zunächst überall auf die Wirtschaft, durchdringe indessen von da aus zugleich das Rechtsleben, das soziale und das politische, soweit es diese Gebiete bedinge oder doch berühre. Lamprecht schließe auch die geistige Kultur, zuvörderst wieder von ihrer sinnlichsten Seite, nämlich in der bildenden Kunst, nicht aus. Was ihm vorschwebte, sei eine in diesem Sinne zu gestaltende Entwicklungsgeschichte des deutschen Reallebens, zu messen an einer parallelen Entfaltung, etwa der französischen Kultur, der er in nächster Zeit Studien und anschauende Reisen zu widmen gedenke. Seine Arbeitskraft sei erstaunlich: Während der Tätigkeit an jenem Hauptwerke habe er Stadtchroniken herausgegeben, Zeitschriften geleitet, am Wirken rheinischer Geschichtsvereine teilgenommen und als Dozent anregende Vorlesungen über Kultur-, Stände-, Städte-, Verfassungsgeschichte und dergleichen gehalten. Hiebei unterstütze ihn eine lebendige, schmucklos ansprechende Redegabe. Die sogenannte Politische Geschichte habe er nicht traktiert, würde jedoch auch dazu sehr wohl imstande sein. Im ganzen folge er den von Karl Nitzsch und Gustav Schmoller gegebenen Antrieben, denke und schließe jedoch bei weitem solider und detailreicher als der erstere, während er das Gebiet des andern doch nur als einen Teil des eigenen betrachte und behandle. Daß es im jungen Betriebe einer künftigen Wissenschaft nicht an einzelnen übereilten, sanguinischen Anläufen fehle, sei begreiflich, so daß die Federleser auch Lamprecht gegenüber leichtes Spiel haben würden. Doch sei er beträchtlich besonnener als zum Beispiel Eberhard Gothein, an den er sonst einigermaßen erinnere. Eine feste äußere Position könne das Tempo seines Tuns wohlthätig mäßigen. Er, Dove, würde am verjüngenden Umgange mit Lamprecht freilich viel verlieren. Auch Dietrich Schäfer habe die größte Hochachtung vor



Lamprechts Leistungen ausgesprochen und sei sehr erfreut gewesen, ihn persönlich kennen zu lernen.

An seine eingehende gutachtliche Äußerung schloß Dove noch eine Mitteilung, die zwar die Berufsangelegenheit in keiner Weise betraf, die wir aber heute in wehmütigem Zusammenhang mit dieser Frage sehen. Zur selben Zeit, da sich Burckhardt zum Rücktritt von seinem Amt anschickte, legte sich sein Lehrer Ranke zum Sterben nieder. Dove schrieb: «Die Zeitungen bereiten leider auf Rankes Ende vor. Noch vor fünf Wochen lauscht' ich in Berlin über eine Stunde lang seinem frischesten Gespräch, das sich von Bonifaz bis auf Gladstone über tausend Menschen und Dinge fröhlich verbreitete. Damals hätte man einen raschen Niedergang noch nicht ahnen mögen. Ich kann nicht aussprechen, was mir an seinem bloßen Dasein verloren geht; er hat neben Goethe den Mittelpunkt meiner Weltansicht eingenommen, und vielleicht kein anderer seiner Schüler, wiewohl ich unter ihnen in jedem Betracht der letzte und geringste bin, hat sein persönliches Wesen mit so anschniegender Liebe zu umfassen versucht. Auch bin ich überzeugt, daß nach einer kurzen Pause des Naserümpfens, das eigentlich schon einige Zeit daher begonnen hatte, alle Welt sein Bild wieder in heller Größe aufrichten werde; einerlei, ob ich selbst das noch erlebe.» Auch in diesem Briefwechsel über die Besetzung von Burckhardts Lehrstuhl findet sich nirgends die Erwähnung seines Namens noch überhaupt die geringste Andeutung seines Wirkens. Und doch handelte es sich bei dem Empfohlenen ebenfalls um einen ausgesprochenen Kulturhistoriker, freilich ganz anderer Art, als es der Basler war. Lamprecht ging vom Wirtschaftlichen aus, stellte dieses ins Zentrum seiner Forschung, was Burckhardt nicht bloß beiseite ließ, sondern in solcher Form recht eigentlich verachtete.

Trotz der eindrucklichen Empfehlung Lamprechts durch namhafte Historiker konnte sich Gelzer für diese Kandidatur nicht erwärmen. Er fand, in Doves Brief spreche ein äußerst wohlwollender Kollege, wie denn überhaupt Lamprecht viel Protektion erfahre. Dieser kultiviere stark die nationalökonomische, rechtshistorische und kulturgeschichtliche Seite der Forschung, also gerade eine Richtung, die in Basel durch Andreas Heusler<sup>11</sup> und vielleicht durch Otto Behaghel<sup>12</sup> nicht vernachlässigt werde. Daß Lamprecht, als vielversprechender Gelehrter, sich auch über weitere Gebiete ausbreiten würde, sei zwar kaum zu bezweifeln, immerhin noch ein

<sup>11</sup> Andreas Heusler (1834–1921); 1863 o. Professor der Rechte in Basel.

<sup>12</sup> Otto Behaghel (1854–1936); Sprachforscher, von 1885 bis 1888 o. Professor der deutschen Philologie an der Universität Basel.



pium desiderium. Mehr als Lamprecht entspreche Pflugk-Harttung den Basler Verhältnissen.

Was Gelzer bewogen hat, von seiner ursprünglich kritischen Haltung gegenüber Pflugk-Harttung abzurücken, erhellt ziemlich deutlich aus seiner Korrespondenz. Einmal ging es jetzt nicht mehr darum, einen Vertreter bloß der Alten Geschichte zu wählen; Gelzer blieb dabei, daß zur Vertretung allein des Altertums Pflugk-Harttung nicht in Betracht käme, wohl aber fürs Mittelalter sich eigne. Sodann wurde Gelzer stark beeindruckt durch das allgemeine Urteil über Pflugk-Harttung, das viel günstiger lautete als sein eigenes. Eine stattliche Anzahl führender Historiker trat entschieden für diesen ein. Bernhard Erdmannsdörffer und Alfred Gutschmid erklärten, unter den Jüngern sei Pflugk-Harttung immer noch einer der Besten. Lorenz sagte, wenn man einen Vertreter auch der historischen Hilfswissenschaften wünsche, eigne sich Pflugk-Harttung ausgezeichnet. Winkelmann – nach Gelzers Ansicht ein außerordentlich peinlicher, auf ἀκολούθεια und Methode das größte Gewicht legender Forscher, der daneben aber auch höhere Gesichtspunkte verfolge – beschrieb den Kandidaten als einen erst spät nach schweren Schicksalen zum Studium Gekommenen. Sein Spezialinteresse gelte zwar der Diplomatik; aber er sei genötigt gewesen, sich auch auf andern Gebieten umzusehen und habe dabei, wie man aus seinen zahlreichen kleinen Schriften ersehen könne, eine große Versatilität des Geistes erworben und ein unleugbares Darstellungstalent bewiesen, das ihm doch wohl auch im akademischen Vortrage zu Gebote stehen müsse. Er habe in Tübingen gar keine Aussicht zu einem Aufstieg ins Ordinariat und dürfe anderwärts auf einen Lehrstuhl für sein Spezialgebiet auch nicht leicht rechnen. Für ihn würde eine Berufung nach Basel, wo er die Vielseitigkeit seines Wissens gut verwenden könnte, eine wahre Rettung sein.

Bernhard Kugler, den Jacob Burckhardt als Sohn seines verstorbenen Freundes Franz Kugler früher oft in historischen Fragen beraten hatte, legte sich für Pflugk-Harttung so vehement ins Zeug, daß die klugen Basler stutzten und sich fragen mußten, ob Kugler etwa seinen Kollegen wegrühmen solle. Kugler pries den lebendigen Forschersinn des Anwärters, seine selbständigen Gedanken, die fortschreitende Art seiner inneren Entwicklung, die Reife seines Gemüts und Charakters; er besitze noch eine Zukunft. Seine politische Haltung eigne ihn vorzüglich für Basel: Er sei maßvoll, im besten Sinne konservativ, gut deutsch, aber nirgends politisch-national erregt oder gebunden; im Gegenteil durch Jugendeindrücke vom Schicksal etwas kosmopolitisch angehaucht, voll natürlichen Verständnisses für Volkstum und Staatswesen außerhalb

des deutschen Reichs. Pflugk-Harttung habe zahllose opera geschrieben, darunter sehr gewichtige Aufsätze in fast allen gelehrten Organen Deutschlands; viel erwarte man besonders von seiner in Vorbereitung befindlichen «Geschichte des Mittelalters». Als Kollege wirke er durchaus angenehm, mit reinem Idealismus zum Guten strebend, aber nie als rechthaberisch, sondern als ein vernünftiger Mann, mit dem sich reden lasse: «Also, noch einmal, en avant! Es würde mich herzlich freuen, und Basel würde es nicht bereuen.»

Von dieser draufgängerischen Anpreisung ließ sich Gelzer zwar nicht überrennen, entschloß sich aber doch, die Kandidatur Pflugk-Harttungs in den Vordergrund zu schieben. Belastend blieb noch dessen wissenschaftlicher Streit mit dem Geschichtsforscher Theodor Sickel. Aber auch in dieser Sache wurde Gelzer von dem kritisch nüchternen Winkelmann beruhigt: Die Angriffe Sickels halte er für unbillig. Pflugk-Harttung habe vielleicht mehr Material zutage gefördert als sein Gegner. Wenn ihm in der Beurteilung hie und da Menschlichkeiten passiert seien, so müsse man erwägen, daß er fast allein arbeite und mit sehr beschränkten Mitteln, wohingegen Sickel über nahezu unbeschränktes Geld und über einen ganzen Generalstab von Mitarbeitern verfüge, trotzdem aber nicht unfehlbar sei. Pflugk-Harttung müsse zeitweise um seiner Existenz willen rascher arbeiten, als an sich gut sei. Brauche er für jene nicht mehr direkt zu sorgen, so werde er sich in seinen Untersuchungen auch wohl mehr Zeit gönnen und weniger nach neuen Stoffen herumtasten, was immer etwas nach Dilettantismus schmecke. Gelzer dachte in der Beurteilung dieser gelehrten Kontroverse ähnlich: Es handle sich hier doch in erster Linie um eine rein technische Frage, ob man Urkunden photographieren oder facsimilieren solle; diese lächerliche Streitfrage habe Sickel zu einer großen wissenschaftlichen Differenz aufgebauscht und seinen Gegner förmlich als Idioten hingestellt. Solche Maßlosigkeit in Quisquilien richte sich selbst. Mit Rücksicht darauf, daß heute kein einzelner Dozent mehr Alte, Mittlere und Neue Geschichte zugleich umfassen könne, kam Gelzer zum Schluß, Pflugk-Harttung sei der Mann, der den Basler Bedürfnissen am besten entspreche.

Beim Kuratelspräsidenten lag bereits – nach dessen eigener Aussage – ein dreifingerhoher Stoß von Empfehlungsschreiben. Als auch noch der Basler Albert Socin sich für den gleichen Kandidaten ins Zeug legte, stand dessen Wahl in sicherer Aussicht. Am 12. Juni ernannte der Regierungsrat Julius v. Pflugk-Harttung zum ordentlichen Professor der Geschichte mit Amtsantritt auf 1. Oktober 1886. Der Brief, womit der Erkorene den ihm angebotenen Lehr-

stuhl angenommen hat, entbehrt nicht einer gewissen Würde. Als einziger von allen in dieser Angelegenheit zu Wort gekommenen Gelehrten spricht er von seinem Vorgänger: «Der Nachfolger und Kollege eines Jacob Burckhardt zu sein, ist ehrenvoll, aber nicht leicht, weil er sein Publikum an das Beste gewöhnte. . . Mir walten gar keine Zweifel ob, daß es mir in Basel gefallen wird, wenn ich nur Basel gefalle. Jedenfalls am besten Willen soll es nicht fehlen, den ehrenvollen und schwierigen Posten auszufüllen, und die lebenswürdige Art, mit der man mir entgegenkommt, kann dem guten Willen ein Omen der Hoffnung sein.» Dem Vorsteher des Erziehungsdepartements gab er die Versicherung ab, er werde sich nach besten Kräften bemühen, sachlich und persönlich den Anforderungen zu entsprechen.

Das traf nun allerdings in keiner Weise zu. Sowohl an der Universität als auch in der Bürgerschaft debütierte er schlecht. Zwar hielt er nicht übel besuchte Vorlesungen und Übungen ab. Aber seine Vorträge in der Historisch-Antiquarischen Gesellschaft mißfielen; und mit seinem anmaßenden, eitlen, aufdringlichen Wesen ging er den Kollegen und dem Publikum auf die Nerven. «Wirtschausmanieren mit Commisvoyageurzdringlichkeit» lautete das Urteil aus berufenstem Munde. Jacob Burckhardt litt unter diesem «Notkollegen», fand ihn wissenschaftlich langweilig und in der Konversation dürftig, beanstandete bald auch dessen menschliche Qualitäten, so daß er einen Verkehr mit der «Canaille» ablehnte und – freilich mit geringen Hoffnungen – darauf wartete, durch Wegberufung Pflugk-Harttungs von ihm erlöst zu werden. Wenn er ein derartiges Ergebnis der Berufungsgespräche geahnt hätte, ließ er sich vernehmen, würde er nicht geschwiegen, sondern den Mund aufgetan haben, um sein eigenes Katheder mit einem solchen Individuum zu verschonen; der Kurator müsse ja geradezu von einer Verschwörung zur Einstimmigkeit im Empfehlen umlagert gewesen sein. Anlässlich der Habilitation Rudolf Thommens und der Beförderung Adolf Baumgartners zum Extraordinarius, welche beide Burckhardt nachdrücklich empfohlen hatte, geriet er vor versammelter Fakultät in schärfsten Gegensatz zu seinem neuen Kollegen, was seine Abneigung und Verachtung womöglich noch steigerte. Andere Mitglieder des akademischen Lehrkörpers äußerten sich ebenfalls abschätzig über Pflugk-Harttung. Nach zweieinhalb Jahren seines Wirkens in Basel war der allgemeine Widerstand noch im Anschwellen begriffen. Da führte ein persönlicher Zwischenfall, der sofort über Basel hinaus gesamtschweizerisches und deutsches Interesse erregte, zu einem jähen Abbruch seiner Tätigkeit und bald auch zu seinem definitiven Rücktritt.

Der an sich nicht bedeutende Vorfall kann nur im Zusammenhang mit den Zeitereignissen verstanden werden. Bekanntlich verhafteten im April 1889 Aargauer Beamte den deutschen Inspektor Wohlgemuth in Rheinfelden, als er im Begriffe stand, einen deutschen, in der Schweiz lebenden sozialdemokratischen Schneidergesellen zum Lockspitzel anzuwerben, worauf der Bundesrat unter einmütiger Billigung der schweizerischen Öffentlichkeit den Agent provocateur wegen völkerrechtswidrigen Handlungen des Landes verwies. Bismarck, durch seinen erfolglosen Kampf gegen die deutsche Sozialdemokratie ohnehin erregt, und erbittert gegen die Schweiz, weil sie die vor seinen Ausnahmegesetzen geflüchteten sozialdemokratischen Presseleute aufgenommen hatte, drohte mit wirtschaftlichen Repressalien und deutete an, die Gewährleistung der schweizerischen Neutralität davon abhängig zu machen, wie die Eidgenossenschaft ihre Fremdenpolizei handhabe. Der Bundesrat wies diese Einmischung in das Asylrecht zurück, wahrte in vollem Umfang die Staatshoheit der Eidgenossenschaft und stellte die völkerrechtlichen Grundlagen der Neutralität klar. Da antwortete Bismarck mit Zollbeschränkungen und mit der Aufkündigung des deutsch-schweizerischen Niederlassungsvertrags; möglicherweise dachte er sogar an Krieg. Das tief verletzte Rechtsempfinden der Schweizer fand in der Presse einmütig empörten Ausdruck, worin sich kleinstaatliches Ressentiment gegen das rücksichtslose Gebaren des großen Nachbarn mischte. Ein Graben zwischen bismarckischer politischer Moral und schweizerischem Staatsdenken schien sich aufzutun. In patriotischer Aufwallung wandte sich die Presse jeder parteipolitischen Schattierung einhellig gegen den fremden Geist und gegen die Übergriffe von außen.

Während diesen Wochen voll fieberhafter Spannung veröffentlichte Pflugk-Harttung im «Hamburger Correspondent» anonym fünf Artikel zur Lage. Er wurde in den Basler Zeitungen als Verfasser erkannt, gewarnt und schließlich entlarvt. Nun faßte die Studentenschaft in einer bewegten Nachtsitzung den formellen Beschluß, den Kollegien Pflugk-Harttungs fernzubleiben, da jeder Schweizer Student durch einen weiteren Besuch sich seiner Ehre begeben würde. Der Kurator ersuchte deshalb Pflugk-Harttung, auf die Weiterführung seiner Vorlesungen für den Rest des Semesters zu verzichten. Immer höher stiegen die Wogen der Erregung: Die Studenten beschlossen, diejenigen Kommilitonen, die sich fernerhin in Pflugk-Harttungs Kollegien sehen lassen würden, von der Studentenschaft auszuschließen. Aus der Bürgerschaft flogen ihnen warme Sympathien entgegen. Man hielt jetzt Pflugk-Harttung für den Verfasser auch anderer, in

Deutschland veröffentlichter, ausgesprochen schweizerfeindlicher Aufsätze.

Aus der tatsächlich von Pflugk-Harttung stammenden, im Hamburger Correspondenten publizierte Artikelserie, hat wohl vor allem folgender Passus böses Blut gemacht: «Hier ist schon der Gedanke von einem Kriege zwischen Deutschland und der Schweiz interessant, als ob die Schweiz überhaupt Krieg mit der ersten Militärmacht der Welt führen könnte. Die Kurzsichtigkeit dieser Herren Redakteure ist für jeden, der es gut mit der Schweiz und mit Deutschland meint, über die Maßen traurig; statt sich und ihren Lesern zu sagen: Wir sind eine Macht dritten und vierten Ranges und haben deshalb allen Grund, in unsern äußeren Beziehungen zurückhaltend zu sein, – statt dessen spielen sie sich auf wie Macht zu Macht und können dabei die Schweiz einmal in die schlimmste Verlegenheit bringen, wenn sie es mit einem reizbareren Nachbarn als mit Deutschland zu tun hat. Wer hätte Deutschland hindern wollen, zu sagen: Gibt die Schweiz in dem Fall Wohlgemuth und der Frage des Asylrechts innerhalb acht Tagen nicht nach, so erachten wir die freundnachbarlichen Beziehungen für abgebrochen und lassen unsere Regimenter an die Grenze marschieren. Wer hätte Deutschland daran hindern wollen? Die öffentliche Meinung? Die Schweizer Demokraten vergessen, daß diese in Deutschland weit überwiegend auf Seiten der Regierung ist. Das Ausland? Als ob eine einzige Macht auch nur ernstlich den Finger für die Schweiz erhoben hätte, die ja viel zu schwach ist, um mit ihrem Bündnisse ins Gewicht zu fallen. Oder gar die Schweiz selbst? Es ist wirklich schwer, nicht zu lächeln.»

Diese und andere in jeder Hinsicht taktlose Ausführungen wurden zum Ausgangspunkt einer Zeitungspolemik, die den Verfasser der Artikel nicht schonte. Pflugk-Harttung warf sich in den Tintenkrieg, focht aber recht unglücklich. Er publizierte ungeschickte Erklärungen, veröffentlichte anmaßende Erwiderungen, insinuierte in deutschen Zeitungen schweizerfeindliche Artikel, wodurch er sich nur neue Blößen gab, so daß die Fehde nicht zur Ruhe kam und der Zorn gegen ihn schließlich in allgemeine Verachtung umschlug. Bereits begannen in dem Zeitungslärm diesseits und jenseits des Rheins die unreinen Töne nationaler Verunglimpfung anzuklingen. Zwar versicherte die Basler Presse alle deutschen Professoren in der Schweiz der «unbedingtesten Hochachtung», rügte aber eine Staatsauffassung, wie sie das moderne Deutschtum immer nachdrücklicher vertrete. Die deutschen Zeitungen ihrerseits entblödeten sich nicht, von «Vergewaltigung eines deutschen Professors» zu schreiben und den Rektor Gustave Sol-



dan<sup>13</sup>, Inhaber des Lehrstuhls für romanische Philologie, anzugreifen, weil er die Einladung einer amerikanischen Universität in französischer Sprache beantwortet und an einem Studentenkommers der «Zofingia» eine französische Rede gehalten habe, wogegen leider keine deutsch-schweizerischen Studenten protestiert hätten. Ein so skandalöser Studentenbeschluß, wie die Boykottierung eines Lehrers, würde in deutschen Hochschulen unmöglich erfolgen können. Zur Erklärung des Basler Vorfalles wiesen die Bonner Zeitung und andere deutsche Blätter darauf hin, daß an den schweizerischen Universitäten viele Leute studierten, die kein Gymnasalexamen gemacht hätten. Dadurch sinke das Durchschnittsniveau der Bildung wesentlich, viele Studierende seien jünger und unreifer als in Deutschland. Auch die Gymnasien mancher Kantone leisteten weniger, als sie nach deutschen Begriffen sollten. Ferner sei es Tatsache, daß die deutschen Studenten sich gottlob noch wenig mit Politik beschäftigten; man interessiere sich für seine Lehrer und Kollegien, vielleicht auch für Bier und Wein, Paukereien, junge Mädchen und Hunde, aber die leidige Politik lasse man Leute besorgen, deren Amt es sei. Anders verhalte es sich in der Schweiz. Dort politisierten die Studenten aufs lebhafteste und seien tief in alle Bewegungen verflochten. Viele von ihnen schrieben als Berichterstatter für öffentliche Zeitungen. Und ferner habe Basel in seinen Beziehungen zu Deutschland seit langem schon eine besonders provozierende Haltung eingenommen, gleichsam als sei es etwas nervös durch die Nähe der deutschen Grenze.

In der Hetze gegen Pflugk-Harttung hat sich auch ein seit langem angestauter Groll über sein hochfahrendes Wesen entladen; Übertreibungen in bezug auf seine journalistische Tätigkeit mögen vorgekommen sein. Der Angegriffene bezeichnete das als rohes Zerstören der Achtung und Pietät vor einem Manne, der den Akademien von fünf Völkern angehöre und den man für würdig gehalten habe, der Nachfolger eines Jacob Burckhardt zu werden. Aber alles Kleinlich-Persönliche in dieser Polemik wurde überschattet von den prinzipiellen Gegensätzen zwischen bismarckisch-autoritärer und schweizerisch-demokratischer Staatsanschauung; der Basler Einzelfall schien wie eine bestätigende Illustration des allgemein-schweizerischen Zwischenfalles.

Infolge der ganz verfahrenen Situation und der andauernden Verständnislosigkeit Pflugk-Harttungs gegenüber Basler Verhältnissen mehrten sich Stimmen in der Öffentlichkeit, die ihm den

<sup>13</sup> Gustave Soldan (1848–1902); 1877 o. Professor der romanischen Philologie an der Universität Basel.



Rücktritt nahelegten. Die Berner Zeitung drückte den Wunsch aus, daß das Feld der Geschichte an der Universität Basel nicht mehr weiter mit einem – Herrn Pflugk gepflügt werden möge. Und das Basler Tagblatt bedauerte, daß die zu schaffende Institution einer schweizerischen Generalstaatsanwaltschaft noch nicht in Kraft sei; in Anspielung auf den Wohlgemuth-Handel erklärte die Zeitung derb: «Den sauberen Herrn Professor am Kragen zu nehmen und ihn mitsamt seinen Orden recht tüchtig zu schütteln, wäre für die neue eidgenössische Beamtung gewiß eine lohnendere Eröffnung ihrer Tätigkeit, als etwa einen armen, sozialdemokratisch angehauchten Schneidergesellen über die Grenze zu spedieren.»

Angesichts der gereizten Stimmung nicht bloß unter den Studenten, sondern auch in weiten Kreisen der Bevölkerung, erachtete es der Vorsteher des Erziehungsdepartements<sup>14</sup> für dringend notwendig, daß Pflugk-Harttung ohne Verzug durch eine öffentliche Erklärung in der Tagespresse sich von dem auf ihm ruhenden Verdacht zu entlasten suche; die Behörden würden ihr Möglichstes tun, versicherte er, Ausschreitungen irgendwelcher Art zu verhüten; allein ihre Aufgabe würde wesentlich erschwert, wenn Pflugk-Harttung bei der gegenwärtigen Situation nicht ebenfalls seinen Teil dazu beitragen würde, die Gemüter zu beruhigen; nichtentsprechenden Falles müßten die Behörden sich der Verantwortlichkeit für die Konsequenzen entschlagen. Die geforderte, bald erfolgte Erklärung und ihre Reaktionen in der Öffentlichkeit waren indessen nicht von der Beschaffenheit, weitere Diskussionen über den Zwischenfall abzuschneiden.

Da entschloß sich noch Ende des Sommersemesters die Kuratel, Pflugk-Harttung fallen zu lassen. Sie sprach ihm ihr Bedauern darüber aus, daß er in seinem ganzen Verhalten die Pflichten, welche ihm seine Basler Stellung auferlege, außer acht gelassen habe. Durch die verächtliche Art und Weise, mit der er sich in einer ohnehin aufgeregten Zeit über sein Gastland geäußert habe, sei bei den Studierenden und bei einem weitem Publikum natürlich eine bittere Stimmung hervorgerufen worden. Damit habe er nicht nur sein eigenes Ansehen gefährdet, sondern auch den Interessen der Anstalt, an der er wirke, Schaden getan. Die Kuratel könne nicht glauben, daß unter diesen Umständen noch auf ein gedeihliches Wirken seinerseits unter der studierenden Jugend Basels zu zählen sei und nehme an, daß er ohne Zweifel diese Frage sich selbst auch schon vorgelegt habe; man werde ihm das Aufgeben seiner schwie-

<sup>14</sup> Johann Jakob Burckhardt (1836–1890); Dr. iur., Regierungsrat, Erziehungsdirektor.

rigen und peinlichen Stellung nach Kräften in finanzieller Beziehung erleichtern. Diese letztere noble Geste interpretierte Pflugk-Hartung in seiner reichlich bombastischen Verteidigungsschrift «Mein Fortgang von Basel»<sup>15</sup> dahin, die Behörden hätten damit indirekt anerkannt, daß sie sich eines Unrechtes ihm gegenüber bewußt seien. In den folgenden Jahren mußte sich das Finanzdepartement noch wiederholt mit Gesuchen des Zurückgetretenen um Ausrichtung von weiteren Abfindungssummen befassen.

Nach diesem lärmigen, grellen Intermezzo von kaum drei Jahren war der Lehrstuhl Jacob Burckhardts schon wieder zu besetzen. Es ist verständlich, daß infolge der bitteren Erfahrungen bei Behörden und Universitätsfreunden der Wunsch vorwaltete, diesmal einen Schweizer zu berufen. Deshalb wandte sich der Kuratelspräsident in erster Linie an den Zürcher Historiker Georg v. Wyß<sup>16</sup> mit der Bitte, ihm mögliche Anwärter schweizerischer Nationalität zu nennen. Der gediegene Gelehrte machte sich die Sache nicht leicht. Er widmete der Frage sein ruhiges Nachdenken und äußerte sich dann in der ihm eigenen gewissenhaften, gerecht abwägenden Art, so daß sein Brief geradezu als Muster eines umsichtigen und objektiv überlegenden Gutachtens gelten kann. Auch jetzt noch falle es ihm schwer, schrieb v. Wyß, sich auszusprechen. Denn er kenne zwar wohl mehrere tüchtige junge Historiker, die alle Empfehlung verdienten; aber nach Alter und Leistungen seien sie denjenigen Männern in Basel selbst, die der Kurator namhaft mache, in keiner Weise voranzusetzen. Richte er indessen seine Blicke auf Männer vorgerückteren Alters, so wisse er – abgesehen von seinem lieben Kollegen Gerold Meyer von Knonau, an den er aus Gründen aller Art nicht denken könne – nur zwei Namen anzugeben. Als ersten nannte v. Wyß den St. Galler Johannes Dierauer<sup>17</sup>. Dieser sei durchaus der bedeutendste und tüchtigste Historiker der deutschen Schweiz. Was Gründlichkeit der Forschung, strengste Wahrheitsliebe, sichere methodische Arbeit und Kritik betreffe, so hätten seine frühere, noch als Promovent geschriebene Abhandlung über Trajan und in neuester Zeit der erste Band seiner «Geschichte der schweizerischen Eidgenossenschaft» das volle Maß jener Eigenschaften, das er besitze, wie seiner umfassenden Gelehrsamkeit satksam kundgetan. Daß er auch mit Bezug auf die Form, auf Plan und Stil seiner Arbeiten hervorragend talentiert sei, zeigten neben

<sup>15</sup> Stuttgart 1889.

<sup>16</sup> Georg v. Wyß (1816–1893); 1870 o. Professor der Geschichte an der Universität Zürich.

<sup>17</sup> Johannes Dierauer (1842–1920); Lehrer der Geschichte an der st.-gallischen Kantonsschule und Oberbibliothekar an der Stadtbibliothek.

der Schweizergeschichte auch seine Biographie Müller-Friedbergs und andere Publikationen. Seine Vorträge, wo v. Wyß solche noch gehört habe, wirkten äußerst lebendig und anziehend. Seinen Charakter kenne er aus langjährigem Verkehr; seit Dierauer als junger Mann, der sich ganz aus eigenen Kräften vom Elementarschullehrer bis zu den höheren Studien und seither zu diesen bedeutenden Leistungen emporgeschwungen habe, in Zürich als Studierender eingetreten sei, habe v. Wyß ununterbrochen in Beziehung zu ihm gestanden, auf die er jederzeit großen Wert legen werde.

Als zweiten möglichen Kandidaten bezeichnete v. Wyß den Zürcher Karl Dändliker<sup>18</sup>. Dieser sei ebenso kenntnisreich, ebenso gut geschult, ebenso wahrheitsliebend und treu in seinem Berufe wie Dierauer. Er habe in seiner sehr verbreiteten und populären Geschichte der Eidgenossenschaft mit merkwürdigem Fleiße in verhältnismäßig sehr kurzer Zeit eine vortreffliche Arbeit geschaffen, wenigstens was den Inhalt an sich in allen Teilen betreffe. Aber formal komme diese Arbeit derjenigen Dierauers nicht gleich. Glücklicher in dieser Beziehung sei Dändlikers jüngste, sehr hübsche Schrift über Waldmann. Auch müsse bemerkt werden, daß ihm eine anstrengende Tätigkeit am Seminar in Küsnacht bisher nicht erlaubt habe, mit voller Kraft nur der literarischen Arbeit zu leben. Über den Stil seines Vortrages könne v. Wyß nichts Näheres sagen, da er Dändliker bisher nie öffentlich sprechen gehört habe; auf die Zuhörer müsse übrigens das ernste und gewissenhafte Streben nach Wahrheit, das auch ihn beseele, jedenfalls guten Eindruck machen.

Um sich aber nicht von vornherein auf die Berufung eines Schweizers festzulegen, bat der Kuratelspräsident den früheren Berater Gelzer um Meinungsäußerungen, der sich seinerseits wiederum an den zuverlässigen Winkelmann wandte. Dieser begriff sofort, daß man unter den gegebenen Umständen vor allem an einen Schweizer denke. Indessen war er in großer Verlegenheit, als er einen empfehlenswerten eidgenössischen Historiker angeben sollte. Er dachte an den Archivar Johannes Strickler<sup>19</sup> in Zürich und an den kritischen Herausgeber wirtschaftsgeschichtlicher Quellen, Hermann Wartmann<sup>20</sup> in St. Gallen, kannte ihre Leistungen

<sup>18</sup> Karl Dändliker (1849–1910), Lehrer am Seminar Küsnacht, 1887 Professor der Schweizergeschichte an der Universität Zürich.

<sup>19</sup> Johannes Strickler (1835–1910), 1870 Staatsarchivar des Kantons Zürich, 1883 am eidgenössischen Bundesarchiv.

<sup>20</sup> Hermann Wartmann (1835–1929), 1863 Aktuar des st.-gallischen Kaufmännischen Direktoriums.

aber nur oberflächlich. Deshalb wies er ein neues Mal energisch auf Arndt hin, dessen Erfolg als guter Lehrer feststehe. Zwar sei dieser, wenigstens in früheren Jahren, etwas stark preußisch gesinnt gewesen, aber von durchaus anständigem Charakter. Trotz seiner fünfzig Jahre mache er den Eindruck einer frischen und anregenden Persönlichkeit. Das bestätigte auch der Philologe Justus Lipsius aus Leipzig: Arndt stehe in voller Kraft, die ihm noch eine längere Reihe von Jahren erfolgreichen Wirkens in Aussicht stelle. Wiederholt habe er nach angestrengter Semesterarbeit die Ferien in vollem Umfang zu Studien in auswärtigen Archiven verwendet. Er werde über den engeren Kreis der eigentlichen Historiker hinaus gerne gehört; und wie anregend er im Seminar wirke, beweise auch dem Fernerstehenden die beträchtliche Anzahl ihm gewidmeter Dissertationen.

Auch der Kulturhistoriker Eberhard Gothein<sup>21</sup> wurde den Basler Behörden empfohlen. Ein ehemaliger Dozent des eidgenössischen Polytechnikums, Wilhelm Lübke, schrieb direkt an den Kurator, daß man in Basel nach der unverzeihlichen Taktlosigkeit Pflugk-Harttungs begreiflicherweise wenig geneigt sein werde, es nochmals mit einem Deutschen zu versuchen. Andererseits müsse man sich sagen, daß unter Hunderten von Professoren, die aus Deutschland nach der Schweiz berufen worden seien, der Fall Pflugk-Harttung doch am Ende ganz vereinzelt dastehe. Gothein empfehle er als einen tüchtigen Forscher, einen Mann von enormem Wissen, vielseitig und dabei gründlich gebildet, einen vorzüglich anregenden Dozenten und durchaus zuverlässigen Menschen.

In Basel war man nun fest entschlossen, an einen Schweizer zu gelangen. Am 24. November wurde die Professur für Allgemeine Geschichte des Mittelalters und der Neuern Zeit Johannes Dierauer angetragen. Dieser erachtete es als seine Pflicht, seiner Erziehungsbehörde von dem Basler Ruf Kunde zu geben und ihrem Ermessen anheimzustellen, ob sie in dem einen oder anderen Sinne auf seinen Entschluß einwirken wolle. Hätte Dierauer angenommen, so wäre auf dem Basler Lehrstuhl dem Kulturhistoriker Burckhardt der politische Historiker gefolgt, der den Staat in den Mittelpunkt seiner Darstellungen rückte und in strenger Enthaltsamkeit Kultur und Wirtschaft aus dem Bereich seiner Forschung ausschied. An Stelle des weltgeschichtlichen Beobachters mit der tragischen Grundstimmung wäre der schweizergeschichtliche Darsteller mit dem vaterländischen Fortschrittsglauben getreten.

<sup>21</sup> Eberhard Gothein (1853–1923), 1885 Professor der Volkswirtschaftslehre in Karlsruhe.

Die Unterschiede zwischen den beiden Historikern lagen nicht vorwiegend im Generationenwechsel, sondern im Wesenskern der wissenschaftlichen Persönlichkeit begründet. Dierauer, dessen Ehrgeiz es gewesen, ein rechter Lehrer zu sein und seiner Schweizer Heimat das vollständige Bild ihrer Vergangenheit zu schenken, nach der eine kritische Gegenwart verlangte, kannte seine Grenzen. Er wußte auch, wie tief er in St. Gallen, dessen Geisteszierde er darstellte, verwurzelt war. Gleichwie er in seiner Wissenschaft beherrschtes Maßhalten übte, so führte er auch in planender Selbstzucht sein persönliches Leben. Er lehnte den Basler Ruf ab mit der Begründung, daß es ihm sehr schwer fallen würde, sich in ganz andere Verhältnisse einzuleben und beim Übertritt vom Gymnasium an die Universität den hohen Anforderungen zu entsprechen, die man an einen akademischen Lehrer im vollen Sinne des Wortes stellen dürfe. Auch Dierauers große Liebe und Treue zum Heimatkanton klingt in der Absage an: Da ihm die St.-Galler Erziehungsbehörden bei diesem Anlaß Erleichterungen in seiner Stellung bewilligt hätten, könne er seinen definitiven Entschluß nur dahin fassen, in einer Stadt zu bleiben, in welcher ihm eine äußerlich zwar nicht glänzende, aber innerlich wahrhaft befriedigende Wirksamkeit auf pädagogischem wie auf wissenschaftlichem Gebiet beschieden sei. Er danke von ganzem Herzen für die vertrauensvolle Anfrage, die ihm Freude bereitet und die St. Gallen als eine Ehrung der Kantonsschule empfunden habe.

Nach Dierauers Absage entschloß man sich in Basel, das Fach der Historie in der Weise aufzuteilen, daß man den schon im Juni auf Jacob Burckhardts Rat zum außerordentlichen Professor der Alten Geschichte beförderten Adolf Baumgartner<sup>22</sup> weiterhin mit der Führung des verwaisten historischen Seminars betraute, während man Albert Burckhardt<sup>23</sup> ein Extraordinariat für Schweizergeschichte anbot. Auch diesen hatte Jacob Burckhardt schon vor Jahren empfohlen, war damals aber auf die Entgegnung gestoßen, dessen Vortrag sei «zu unangenehm». Albert Burckhardt hatte in der nun veränderten Situation die Anfrage kommen sehen. Als sie nun aber in solcher Bestimmtheit doch plötzlich an ihn trat, wollte er ruhig mit sich zu Rate gehen; denn es handelte sich um eine Entscheidung fürs Leben. Innerlich schreckte er vor diesem Schritt zurück. Aber seine Freunde Theophil Burckhardt-Biedermann und v. Salis drangen in ihn, nicht vorschnell zu entscheiden.

<sup>22</sup> Adolf Baumgartner (1855–1930).

<sup>23</sup> Albert Burckhardt-Finsler (1854–1911), 1892 Konservator des Historischen Museums, 1902 Regierungsrat.



Sie vertraten beide des bestimmtesten die Ansicht, er solle, wenn ihm die Möglichkeit gegeben werde, zur Tätigkeit an der Universität übergehen. «Sie haben mich noch nicht überzeugt», schrieb Albert Burckhardt bescheiden dem Kurator, «ich fühle es ganz wohl, obschon sie mir ehrlich die Wahrheit sagen wollen, überschätzen sie meine bisherigen Studien und Kenntnisse.» Er versicherte, daß er seinen Entscheid zu treffen suche, nicht zunächst im Blick auf das, was ihm Ehre oder Vorteil bringe, sondern vor allem im Interesse der Basler Anstalten.

Als Albert Burckhardt nach einem Monat Bedenkfrist zusagte, traf der Regierungsrat folgende Regelung. Er übertrug am 8. Februar 1890 den Lehrstuhl der Allgemeinen Geschichte an Adolf Baumgartner – dieser galt als Stadtkind und hatte schon vor einigen Jahren das Basler Bürgerrecht erworben – unter einstweiliger Beibehaltung des Titels eines außerordentlichen Professors. Zugleich wurde Albert Burckhardt zum Extraordinarius der Schweizergeschichte ernannt. In einer vorgängig der Wahl stattgefundenen Unterredung hatte der Kurator den vorgeschlagenen Baumgartner zu bewegen gesucht, die Vertretung der Geschichte mindestens bis hinunter zum Jahr 1453 zu übernehmen und auch über deutsches Mittelalter zu lesen. Jacob Burckhardt, dem der Kurator auf der Lesegesellschaft begegnet sei, habe zuversichtlich erklärt, Baumgartner werde schon nach einigen Semestern in die Neuere Geschichte eingearbeitet sein. Eine Spaltung des Lehrstuhls bleibe nach Ansicht der Behörden immer noch unerwünscht; sie möchten nicht prinzipiell zwei Professuren mit halben Gehalten schaffen, da sie sonst beständig mit Aufbesserungsgesuchen bedrängt würden; und zu zwei vollen Lehrstühlen reichten die Mittel nicht. Den an der Universität als ein «Überbein» dozierenden Heinrich Boos<sup>24</sup> wünsche man keinesfalls als Ordinarius, wolle ihn aber auch nicht ganz übergehen; man werde ihm Neueste Geschichte zuweisen.

Boos jedoch war bei Jacob Burckhardt *persona ingratis*; auch bei den übrigen Kollegen genoß er nur geringes Ansehen. Für die Neueste Geschichte sei nicht gesorgt, hieß es in Fakultätskreisen. Deshalb hielt man hier die vorgenommene Ordnung der Geschichtsvertretung noch nicht für abgeschlossen. Ende des gleichen Jahres äußerte der Kuratelspräsident gegenüber dem Dekan, daß er und seine Kommission die Wünschbarkeit einer zweiten Geschichtspröfessur im Prinzip anerkannten, falls sich eine tüchtige Persönlichkeit für ein mäßiges Gehalt gewinnen ließe. Rudolf

<sup>24</sup> Heinrich Boos (1851–1917), kam 1854 aus Cannstadt (Deutschland) nach Basel.



Kögel<sup>25</sup>, der 1891 die Fakultätsgeschäfte leitete, glaubte nun, im Berliner Privatdozenten Erich Marcks<sup>26</sup> die geeignete Kraft gefunden zu haben, um die schwer fühlbare Lücke im philosophisch-historischen Lehrkörper der Hochschule auszufüllen. Marcks war dem Dekan persönlich durchaus unbekannt; weder mit ihm noch mit seinem Kreis unterhielt er irgendwelche Beziehungen, weshalb er seinen Vorschlag als absolut sachlich und unparteiisch bezeichnen konnte. Ihn leite, so schrieb er, einzig der Wunsch, für das wichtige, ja unentbehrliche Fach der Neueren Geschichte der Universität und der Stadt eine Kraft von hervorragender Tüchtigkeit zu gewinnen. Er legte Gutachten erster Autoritäten vor. Paul Scheffer-Boichorst hielt unter den zahlreichen Privatdozenten, die an der Universität Berlin Geschichte lehrten, Marcks für den weitestgehendsten, nicht bloß als Forscher und Darsteller, sondern auch als erfolgreichen Lehrer. Seine Kollegien gefielen inhaltlich und der Form nach in höchstem Maße. Wenn Marcks in diesem Semester nicht lese, so folge er durchaus nicht seiner eigenen Neigung, sondern dem ebenso dringenden als verkehrten Rate seines Lehrers Baumgarten, daß es aufs Dozieren nicht ankäme, sondern aufs Schreiben; und so habe Marcks sich denn, um sein Werk über Coligny abzuschließen, beurlauben lassen. Doch halte er seminariistische Übungen ab, und zwar mit großem Erfolg; ältere Studenten hätten diese Übungen besucht und seien des Lobes voll über seine gründliche und interessante Manier, die Probleme zu behandeln. Auch auf die Ausarbeitung von Dissertationen habe er schon fördernd Einfluß genommen. Hervorheben müsse man, daß Marcks kein brandenburgisch-preußischer Chauvinist sei, daß ihn vielmehr auf dem Gebiete moderner Politik eine echt wissenschaftliche Mäßigung auszeichne. Ernst Dümmler zählte die Schriften von Marcks auf, charakterisierte sie und stimmte im übrigen dem Urteil von Scheffer-Boichorst in allen Stücken zu; allein schon der Habilitationsvortrag von Marcks habe in der Fakultät sehr günstige Erwartungen erregt.

Als der in Straßburg dozierende Hermann Baumgarten von diesen Erwägungen hörte, konnte er es nicht unterlassen, unaufgefordert an einen Kollegen in Basel zu schreiben: Alles, was nach Protektion aussehe, sei ihm in der Seele verhaßt; da Marcks aber von anderer Seite genannt werde, dürfe er als sein ehemaliger Lehrer

<sup>25</sup> Rudolf Kögel (1855–1899), 1888–1899 o. Professor der deutschen Philologie an der Universität Basel.

<sup>26</sup> Erich Marcks (1861–1938), 1922 o. Professor der Geschichte an der Universität Berlin.

wohl ein Zeugnis für ihn ablegen. Seit Marcks in Straßburg seine historischen Studien begonnen, habe er, Baumgarten, mit ihm in ununterbrochener, genauer Verbindung gestanden und müsse sagen, von allen seinen Schülern sei Marcks weitaus der talentierteste. Weil er ihm sehr viel zutraue, habe er ihm geraten, sich an das Leben Colignys zu wagen, eine im Grunde genommen für einen jungen Mann viel zu große Aufgabe. Marcks habe schon anderthalb Jahre dafür in Frankreich gearbeitet. Namentlich um dieses Coligny willen wünsche Baumgarten, daß Marcks nach Basel käme, weil er hier, in der Nähe von Paris, Genf und Straßburg, sein Werk ganz anders fördern könnte als in Berlin. Natürlich aber wolle man in Basel nicht den Verfasser eines guten Buches, sondern einen guten Lehrer. Nach allem, was man aus Berlin höre, entspreche Marcks auch in dieser Beziehung hohen Erwartungen. Er sei nicht ein in enge Grenzen eingeschlossener Gelehrter, sondern ein Mann von weitem Blick und der Fähigkeit, die verschiedensten Dinge der Vergangenheit lebendig zu erfahren. Gewiß würde es die Basler freuen, einen so tüchtigen und so intim mit der Geschichte des Protestantismus im 16. Jahrhundert vertrauten Kollegen, zugleich einen liebenswürdigen und guten Menschen zu bekommen.

Zu einer Berufung des so hoch eingeschätzten Erich Marcks, der später eine glänzende Wirksamkeit als akademischer Lehrer und historischer Schriftsteller entfalten sollte, ist es nicht gekommen. Als Jacob Burckhardt 1897 – elf Jahre nach der Niederlegung seiner Geschichtsprofessur – starb, war das Fach der Historie an der Universität folgendermaßen vertreten: Adolf Baumgartner, 1891 zum Ordinarius befördert, hielt als Inhaber des Lehrstuhls Vorlesungen und Übungen über das Gesamtgebiet der Geschichte ab, besonders über Altertum und Mittelalter. Neben ihm wirkten als Extraordinarii Heinrich Boos für Kulturgeschichte, Quellenkunde des Mittelalters und Historische Hilfswissenschaften, Albert Burckhardt-Finsler für Schweizergeschichte. Und zudem lasen noch drei Privatdozenten: Rudolf Thommen<sup>27</sup> dozierte Schweizergeschichte und Historische Hilfswissenschaften, Rudolf Luginbühl<sup>28</sup> Neuere Schweizergeschichte, Johannes Haller<sup>29</sup> Mittelalterliche Geschichte. Weit stärker als zu Jacob Burckhardts Zeit wurden nun im akademischen Unterricht die seminaristischen Übungen gepflegt.

<sup>27</sup> Rudolf Thommen (1860–1950), 1915 o. Professor an der Universität Basel.

<sup>28</sup> Rudolf Luginbühl (1854–1912), 1905 a. o. Professor der Geschichte an der Universität Basel.

<sup>29</sup> Johannes Haller (1865–1947), 1897–1902 Privatdozent der Geschichte in Basel, 1913 o. Professor in Tübingen.